Ein Verbrechen.

Erzählung von Reginald Barnet.

(Fortsetzung.)

„Zwei,“ log Mr. Brusel; „wir sind Freunde und möchten nicht gern in einem Zimmer schlafen, aber ich glaube, der Eine von ihnen würde nichts dagegen haben, noch eins zu ziehen.“

„Es wird besser sein, wenn Sie sehen ob die Zimmer für Sie passen.“ Entdeckte die Frau und lud den Detektiv ein, näher zu treten.

Während der Besichtigung des mordsmäßig möblirten und schlecht gehaltenen Zimmers im ersten Stock, wobei Mr. Brusel die innere Einrichtung des Hauses genau beobachtete, nahm er eine ernste, geschäftliche Miene an und suchte sich auch mit dem herrschenden Genius des Hauses, welcher bekannt zu machen.

„Sehr hübsche Zimmer, sagte er, „wirklich sehr hübsche Zimmer, gerade wie Sie meine Freunde wünschen haben. Sie sind ganz junge und sehr erbauliche Leute, Madame, und ich glaube sicher, Sie werden nicht über sie zu klagen haben. Wenn wir hier den Preis einig werden, so werde ich ihnen solcher sind, daß ich ein hübsches, bequemes Nest für sie gefunden habe.“

„Ja wann sind die Zimmer wenigstens?“ frug die Frau.

„Für nächsten Woche,“ erwiderte Mr. Brusel. „Aber ehe ich mich entscheide, möchte ich gern noch das andere Zimmer sehen. Ein Schlafzimmer ist eine wichtige Sache, Madame, besonders für junge Leute vom Lande, welche an frische Luft und Licht gewöhnt sind.“

Es waren zwei Schlafzimmer da, die Thüre des einen war geschlossen, wenn ich die des andern offen stand.

„Ich wette meinen letzten Pfennig,“ dachte Mr. Brusel, als er mit der Frau hinaufging, „daß unsere Freundin, so zu sagen, eines von ihnen vermiethet hat. Jedenfalls ich gesund darin, wenn ich höre Geräusch.

Ungeachtet seiner scheinbaren Neugierde folgte er aber höflich seiner Führerin in das andere, leere Zimmer, welches er mit derselben Aufmerksamkeit betrachtete, wie die unteren Letzten. Aber dieses Mal schaute der Detektiv unverhohlen den Boden.

„Schimmel,“ bemerkte er, „ich Laiche, das verdirbt alles. Das Zimmer muß nach dem Hof hinaus, und die dicke Wand da läßt kein Licht herein; das wird für meine Freunde nicht passen. Wir sind eben da an gewöhnt, und in solchen Kleinigkeiten nicht so eigen, aber junge Leute vom Lande Sie wissen, Madame, haben ja so empfindliche Augen.“

Die Besichtigung des Zimmers sah Mr. Brusel mit unendlicher Mühe ab.

„Ja, so ist das Zimmer, ich kann es nicht anders machen.“

„Natürlich nicht,“ erwiderte der Detektiv höflich. „Es ist ein sehr gutes Zimmer reinlich und bequem. Es ist gut genug für Gentlemen, aber Mr. Brusel sieht sich in Geschäftssachen nicht bei Kleinigkeiten auf, wenn es für mich war, würde ich nicht Besseres verlangen.“

„Wenn dieses Zimmer nicht paßt,“ bemerkte die Dame, auf welche der selbstbewußte Ernst des Detektiv einen gewissen Eindruck machte, „so können die beiden Herren sich leicht mit dem Schlafzimmer unten aus kommen? Ich würde auch ein Bett hinein stellen.“

„Das könnte gehen,“ erwiderte Brusel. „Ich will es nicht gerade bestimmt sagen, meine Freunde sind nicht verwöhnt mit einander, sie sind nur aus dieser Stadt und haben zufällig in gleicher Zeit eine Anstellung in London gefunden. Ich glaube nicht, daß sie so nahe mit einander bekannt sind, um in einem gemeinschaftlichen Schlafzimmer schlafen zu wollen. Ich kann Ihnen auch sagen, daß die beiden jungen Herren, von denen ich spreche, in unser Geschäft eintreten, Martin und Companie, Draperia in der Milchstraße. Ich habe die Ehre, das Haus als Reisender zu vertreten. Wenn sie mich gehörten, die Sache zu besorgen. Ich handle nur nach brieflichem Auftrag und muß nach demselben auf zwei Schlafzimmer bestehen.“

Die Wirthin dachte eine Weile nach.

„Anzwischen habe Brusel vor:

„Hier oben ist noch ein anderes Zimmer, das nach der Straße geht?“

„Ja das entfernte Zimmer hier, aber es ist nicht zu vermiethen,“ sagte die Frau mißmuthig. „Es ist schon besetzt.“

„Das thut mir leid, dann wird ich wohl anderswo suchen müssen,“ erwiderte Mr. Brusel, „es ist schade, denn gerade in dieser Gegend hätte ich gern eine Wohnung genommen. Ueber den Preis waren wir nicht in Streit gerathen, die Zeiten sind freigebig und unsere Leute sind im Stande, anständig zu bezahlen. Die einzige Sache irregulär ist in diesem Zimmer, ich kann mich nicht entschließen, es zu nehmen. Wenn es vielleicht das andere gewesen wäre, mit der Aussicht nach der Straße und nicht mit dem Blick auf diese dunkle Wand.“

„Nun, ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen nicht das Vorderzimmer geben sollte, wenn es nicht anders geht,“ sagte der Frau mit einem plötzlichen Entschluß. „Ich möchte nicht gerne gute Miether verlieren.“

„Aber, ich glaube, Sie sagten mir,“ bemerkte der Detektiv, welcher aus den Blicken der Frau schloß, daß er ein Schwatze getroffen hatte, „ich glaube Sie sagten—“

„Es sei vermiethet,“ unterbrach die Frau, „das ist richtig, aber es ist gar nichts daran, die jetzige Miethertin zu behalten. Ich werde sie in dieses Zimmer nehmen oder ihr kündigen; es ist mir ganz gleichgültig.“

Mr. Brusels Augen glänzten vergnügt.

„Das andere Zimmer ist also von einer Dame bewohnt?“ fragte er.

„Dame?“ rief die Frau hohnlachend, „ja, das ist eine hübsche Dame?“

„Es würde mir leid thun, eine Dame zu stören,“ sagte der Detektiv langsam, „aber wenn sie in diesem Augenblick in Ihrem Hause ist, so würde es nicht schaden, wenn ich einen Blick in das Zimmer werfen könnte.“

„Sie ist zu Hause, aber das würde der nichts, wenn Sie das Zimmer sehen wollten.“

„O nein,“ erwiderte der Detektiv, „ich würde das Zimmer natürlich gern sehen haben, aber unter diesen Umständen geht es doch nicht, doch...“

„O, daran ist nichts gelegen,“ unterbrach ihn die Wirthin, „das werde ich schon besorgen.“

„Aber wird die Dame sich nicht unhöflich finden? Wird sie nicht Einwendungen machen?“

„Einwendungen machen? Das möchte ich einmal sehen! Kommen Sie nur, mein Herr, Sie sollen das Zimmer sehen.“

Mit gekränktem Eigensinn sagte Miether Brusel übergend der Wirthin, „wie sie sich angesichtlich in eine gewisse Aufregung hineingearbeitet hatte, wie sie der Leute ihrer Art nicht ungewöhnlich ist, um es sich um Geldangelegenheiten handelt.

Die Frau klopfte an der geschlossenen Thüre des Zimmers.

„Frau Stanley!“ rief sie, „Frau Stanley!“

„Richtig, sie ist's. Das dachte ich mir!“ sagte Mr. Brusel triumphirend zu sich selbst.

21.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, auf der Schwelle erschien die Frau mit dem abgehärmten Gesicht, welche an Saint Albans Haus die Glocke gezogen hatte.

Beim Anblick des hochgewachsenen Detektivs, welcher neben der Wirthin stand, schien die Fremde zu erschrecken und machte eine Bewegung als ob sie sich in ihr Zimmer zurückziehen wollte. Die Wirthin jedoch verhinderte dies.

„Nein, nein, schließen Sie sich nicht ein,“ sagte sie scharf, „ich habe Sie nicht deswegen gerufen. Hier ist ein Herr der das Zimmer sehen will.“

„Aber Frau Kelley!“ begann die Frau in bittendem Tone.

„Thun Sie, was ich Ihnen sage. Ich habe genug mit Ihrer Frau Kelley! Dieser Herr will das Zimmer sehen. Ich glaube, Jeder kann mit seinem Eigenthum machen, was er will! Bezahlen Sie, was Sie mir schuldig sind, und dann können Sie mir die Thüre vor der Nase zuschlagen. Aber so lange das nicht geschehen ist, gehört das Zimmer mir.“

„Aber ich werde Sie ehrlich bezahlen,“ sagte die Miethertin beschieden, „geben Sie mir nur noch etwas Zeit.“

„Zeit?“ rief Frau Kelley höhnisch, „Zeit! Nicht übel! Das erzählen Sie mir schon den ganzen Monat! Kann ich davon leben mit meinen Kindern und meinem Manne, der nur zwei Tage in der Woche Arbeit hat? Kann ich davon Steuern und Zinsen bezahlen? Sie haben mir versprochen, das Geld heute bereit zu halten, wo ist es?“

„Ich habe es noch nicht bekommen, obgleich ich mir alle Mühe gab.“

„Müde gab? Und das soll ich glauben? Das thue ich nicht! Jetzt bieten Sie mir eine Gelegenheit, das Zimmer zu vermiethen, und ich werde es vermiethen. Lieber Herr will es nehmen.“

Mr. Brusel hielt den Augenblick für geeignet, sich einzumischen.

„Es thut mir in der That leid,“ bemerkte er zu Frau Stanley, „die Unschuldige Ursache dieser Störung zu sein, bitte, entschuldigen Sie mich.“

Verletzt durch diese Bemerkte in Gegenwart eines Fremden, gab die Frau keine Antwort.

Inzwischen hatte der Detektiv Frau Stanley genau beobachtet.

Er bemerkte, wie peinlich ihr das grobe Benehmen der Vermiethertin war, und daß sie dieselbe augenscheinlich haßte. Dies schien seinen Plänen günstig zu sein. Es war ein wichtiger Zufall, daß Frau Stanley sich in schlechten Verhältnissen befand.

Frau Kelley zeigte dagegen keine Abscheu, sich ihrer Miethertin gegenüber zu mäßigen.

„Wollen Sie gefälligst eintreten, mein Herr, wenn Sie dieses Zimmer sehen wollen,“ sagte sie zu Mr. Brusel. „Ich glaube, es sieht jetzt schlecht aus, aber das kann alles schnell geändert werden.“

Der Wirthin trat entschlossen ein. Frau Stanley wagte keinen Widerspruch und sah herunter zur Erde. Der Detektiv hielt es nicht für passend, die Einladung noch lan zu annehmen, und folgte in das Zimmer.

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Madame,“ sagte er entschuldigend zu Frau Stanley, „nur einen Blick möchte ich in das Zimmer werfen und werde Sie so wenig als möglich stören.“

Für ein Mann von solchem Fortschritt letzte Mitter Brusel indeß nicht zu viel Schmutzerinnerung, auch überzeugte er sich durch ein Blick.

Der einzige Theil, von dem er gesprochen, bedurfte eine genaue Besichtigung. Er bewerkte, daß das Zimmer armselig möblirt war, ebenso wie die anderen und daß es sich in sehr schmutzigem und unordentlichen Zustande befand. Das Zimmer diente als Schlafzimmer und aufzehnt noch in allen möglichen Ecken. Frau Stanley wohnte, nähte und arbeitete darin, wie man aus einer Anzahl künstlicher Blumen schließen konnte, welche umherlagen.

Auch Teller und Tassen standen umher, sowie ein Stück Käse, eine Zwiebel und andere Ueberbleibsel einer sehr kargaten Mahlzeit.

Aber mehr als von diesen Anzeichen eines verzweifelten Kampfes mit der Noth wurde das Interesse von Mr. Brusel durch etwas Anderes in Anspruch genommen.

Auf einem Arbeitstisch dem Fenster stand ein Schreibzeug, umgeben von künstlichen Blumen, Nadeln, Lappen und verschiedenen anderen Sachen. Daneben lagen einige Bogen Schreibpapier.

Frau Stanley hatte sich offenbar mit Briefschreiben beschäftigt; der Brief lag zur Abfendung fertig auf dem Tische.

Unter dem Vorwand, sich zu überzeugen, ob das Fenster nach der Straße gehe, trat Mitter Brusel nachlässig an den Tisch, hielt aber dabei seine scharfen Augen bereit, um die Adresse des Briefes zu lesen.

Seine Bewegungen waren so natürlich daß weder Frau Kelley, noch Frau Stanley auf ihn achteten. Mit einem Blick las der Detektiv die Adresse; sie lautete an Jakob Stanley, im Gefängniß zu Dartmoor.

Mr. Brusel empfand eine Kalte Reizung, jenes Dieselben hören zu lassen, durch welchen er gewohnlich seine Ueberraschung ausdrückte, aber er bekam sich noch zur rechten Zeit.

„Würde dieses Zimmer besser passen?“ fragte Frau Kelley.

Der Detektiv wandte sich anstangen und mit dem Ausdruck der Gutmüthigkeit um, der seinem Gesicht mit den deutlichen Augenbrauen so wohl stand.

„Dieses Zimmer paßt recht gut,“ erwiderte er, „es ist größer und hat Licht in vorderstücke. Aber ich kann nicht daran denken, diese Dame desselben zu berauben; meine Freunde würden das niemals zugeben, davon bin ich überzeugt. Ich sehe, Madame,“ fuhr er fort, indem er sich an Frau Stanley wandte und dadurch die Wirthin verbindete, zu sprechen, wie es ihre Absicht zu sein schien, „daß Sie in künstlichen Blumen arbeiten. Ich kand früher selbst mit einem Blumengeschäft in Verbindung. Wäre es unbeschieden, wenn ich Sie nach der Firma fragte, für die Sie beschäftigt sind?“

Die Frau erröthete und nannte einige Firmen.

„Ah, diese Firmen kenne ich sehr gut,“ erwiderte Brusel, ohne zu erröthen, obgleich er die Namen zum ersten Male hörte. „Ich fragte deswegen, weil ich selbst Kaufmann bin und Ihnen vielleicht nützlich sein könnte.“

„Ich danke Ihnen sehr, mein Herr,“ sagte Frau Stanley. „Sie sind sehr gütig.“ Der Ton dieser Stimme war unregelmäßig arbeitet, ich bin nicht darauf allein angewiesen, um davon zu leben.“

„Dann werden Sie meine Frage nicht übelnehmen,“ sagte der Detektiv, welcher erreicht hatte, was er wollte, „und ich bitte nochmals, die Störung zu entschuldigen, die ich Ihnen verursacht habe.“

„Es ist alles abgemacht, mein Herr, mit dem Zimmern?“ fragte in diesem Augenblick Frau Kelley, welche bei diesem, ihr ganz Uebertäuschung erscheinenden Aufwand von Höflichkeit angerecht zu werden begann. „Sie werden sie also nehmen?“

„Ich werde mich heute an meine Freunde schreiben, das heißt, wenn wir über die Bedingungen einig werden. Aber wir können das besser unten abmachen, ohne diese Dame länger zu stören. Wenn ich es irgendwie anders möglich machen kann,“ fügte der Detektiv hinzu, „so werden Sie nicht genöthigt werden, Ihr Zimmer aufzugeben. Ich denke, wir werden noch einige Einrichtung treffen können.“

Mr. Brusel sagte Frau Stanley höflich Adieu und verließ die Dachstube, begleitet von Frau Kelley, die noch immer dasselbe unhumorige Gesicht machte.

Als sie das leere Zimmer im ersten Stock wieder betraten, fragte der Detektiv plötzlich die Wirthin:

„Ich glaube, ich habe Ihre Miethertin schon früher einmal gesehen, wer ist sie denn?“

„Ich weiß nichts von ihr,“ erwiderte die Frau, „sie wohnt schon einige Monate bei mir. Anfangs schien sie flott bei Geld zu sein und hatte ein besonderes Wohnzimmer. Dann hörte das Geld auf, und aus Gutmüthigkeit ließ ich ihr das Zimmer, in dem sie jetzt wohnt, auf ihr Versprechen, daß sie alles bezahlen werde. Mit ihrer Arbeit verdient sie nur wenige Schillinge die Woche und jetzt schuldet sie mir schon die Miethe für einen Monat. Das ist alles, was ich von ihr weiß.“

„Hm,“ flüsterte Mr. Brusel, „das ist merkwürdig; ihr Gesicht kam mir so bekannt vor, aber vielleicht habe ich mich geirrt. Sie wissen ihr nichts davon sagen. „Und was nun diesen Punkt betrifft,“ fuhr er fort, nachdem er Alles erfahren hatte, was er bei dieser Gelegenheit erwarten konnte und jetzt nur wegzukommen wünschte, „so habe ich mich anders besonnen über das Zimmer oben. Ihre Miethertin ist arm, vielleicht aber ehrenwerth, und es ist nicht recht, Leute, die sich in Noth befinden, zu drücken. Ich kann nicht daran denken, sie aus ihrem Zimmer zu verdrängen, und ich hoffe, Sie werden nicht so grausam sein.“

„Grausam?“ erwiderte Frau Kelley, „es scheint mir eher, daß ich viel zu mitleidig und gutmüthig gewesen bin! Glauben Sie etwa, eine arme Frau mit einer Familie, wie ich, könne ihre Zimmer an Leute vermiethen, welche nicht daßür bezahlen?“

„Aber sie wird das Geld gewiß aufreiben, darauf können Sie mein Wort nehmen. Lassen Sie ihr nur die Möglichkeit dazu und warten Sie nur noch ein wenig länger. Ich glaube, das wird nicht viel ausmachen. Das andere Zimmer wäre geeignet für meine Freunde. Wie viel verlangen Sie für dies?“ fragte Mr. Brusel entschlossen, seine Rolle bis zum letzten Augenblick weiter zu spielen.

„Nun, das Wohnzimmer hier kostet mit dem Schlafzimmer zusammen wöchentlich zwei Pfund, mit Einschluß der Bedienung und das Zimmer oben kann ich für sechs Schilling lassen, das der Frau Stanley würde sieben und einen halben Schilling kosten. Ist Ihnen das zu viel?“

„Nein,“ erwiderte Brusel, „die Bedingungen scheinen mir annehmbar zu sein, aber ich habe mir einmal vorgenommen, Frau Stanley nicht zu stören, und das werde ich in keinem Fall thun. In zwei oder drei Tagen werden Sie weiteres von mir hören.“

Der Detectiv verließ zufrieden das Haus in der Georgstraße.

Aber er wandte sich nicht nach der Richtung von Johnsons Hotel, wo sein Freund, Sergeant Power zu finden war, sondern stieg in den Omnibus nach Westminster. Augenscheinlich hatte Mr. Brusel noch etwas zu besorgen.

Der Omnibus brachte ihn an Scotland Yard vorüber, aber noch ehe er diesen Punkt erreicht hatte, stieg er aus und begab sich zu Fuß in das Polizeigebäude.

Er trat in eins der Geschäftszimmer und sprach mit einem Beamten.

Dieser brachte ihm mehrere Bücher mit Verzeichniß herbei. Brusel blätterte eifrig darin.

„Jakob Stanley, dreiunddreißig Jahre alt, verurtheilt am 20. März 1887 als Theilnehmer an dem Todtschlag des Waldhüters Mark Simmons. Früher einmal verurtheilt, und zwar im Jahre 1886 wegen Diebstahl bei einem Wettrennen.“

Dieses Document, das Mr. Brusel vorlas, enthielt genügende Angaben über die Laufbahn des Verbrechers; bei demselben befand sich eine Photographie desselben.

Nach dem Bericht schien es, daß Jakob Stanley von Geburt ein Zigeuner war einer von dem geheimnißvollen Stamm, über dessen Ursprung noch immer gestritten wird.

So viel auf der Polizei bekannt war, hatte Jakob Stanley nach Verbüßung seiner ersten Gefängnißstrafe sein unhaftes Leben aufgegeben, sich in Manchester niedergelassen und dort ehrliche Arbeit gefunden.

Seine zweite Verurtheilung wegen Diebstahl an dem mörderischen Ueberfall auf einen Waldhüter Namens Mark Simmons lautete auf sieben Jahre.

Nach beendigtem Studium dieser offiziellen Biographie begann der Detectiv nachzudenken.

„Eine hübsche Geschichte!“ sagte er zu sich. „Das sind die richtigen Leute, daran kann kein Zweifel sein, und das ist eine ganz nette Entdeckung! So, mein guter Freund, Mr. Saint Alban, mein hoher und mächtiger Herr, Sie haben also geheime Verbindungen mit Sträflingen und ihren Frauen? Nun, dieser Bursche muß schon als Dieb verurtheilt gewesen sein, als die Geschichte mit Power vorfiel. Ich möchte wissen, ob der Sergeant davon wußte, und ob die Verheidigung diesen wichtigen Umstand zu benutzen verstand? Wahrscheinlich wußten sie nichts davon. Aber nach dieser Entdeckung sieht die Sache doch sehr seltsam aus. Das ist ein Fall für den Chef. Ich muß ihm denselben vortragen und ihn bitten, uns zu helfen; ohne ihn werden wir nicht fertig.“

Mr. Brusel erkundigte sich wo er den Chef finden könne.

„Er ist vor einer Stunde weggegangen,“ war die Antwort.

„Das ist schlimm!“ murmelte der Detektiv, „doch gleichviel, ich muß mich dazu entschließen, ihn zu Hause zu hören. Die Sache ist von ungeheurer Wichtigkeit und wir dürfen keine Zeit verlieren. Also zu ihm! Das mir leid, daß ich Power warten lassen muß? Aber diese Sache muß sofort besorgt werden, ich muß mit dem Chef sprechen und seine Meinung hören. Er ist der Mann, den wir brauchen, und so wie ich ihn kenne, wird er nicht zu mir sagen, ich sei ein Narr und solle mich packen.“

Mr. Brusel war für gewöhnlich ein sparsamer Mann, eine Droschke war für ihn ein Luxus, welchen er mit seinen langen Beinen verachtete, aber bei dieser Gelegenheit schien ihm eine kleine Ausschweifung gerechtfertigt zu sein.

So bestieg er eine Droschke, nachdem er Scotland Yard verlassen hatte, und befahl dem Kutscher, ihn sofort nach Kensington zu fahren.

Einen Tag nach dem Besuch, den er Saint Albans Haus in der Dangerfieldstraße gewidmet hatte, erschienen drei Personen in Scotland Yard. Sie warteten in einem der Vorzimmer, bis sie vom Chef vorgelassen wurden, welcher für den Augenblick mit einer dringenden Angelegenheit beschäftigt war.

Eine dieser Personen war der Detektiv Brusel, die zweite Robert Power und die dritte war nicht nur Scotland Yard ganz fremd, sondern auch ein Ausländer, wie man an dem Aussehen und an der Kleidung desselben erkennen konnte.

Es war ein älterer Herr, aber kräftig und männig gebaut, der sich augenscheinlich guter Gesundheit erfreute. Sein eisengrauer Schnurr- und Kinnbart gaben ihm ein militärisches Aussehen, welches durch das Fehlen eines Knopfloch seines Rockes noch verstärkt wurde, das ihn als einen Offizier der Ehrenlegion erkennbar machte. Während er sprach, war es deutlich erkennbar, daß der Gegenstand des Gespräches von höchstem Interesse für ihn war und seine energische Entrathung bewirkte. Die Unterhaltung zwischen den drei Männern wurde in französischer Sprache geführt.

„Nun, Monsieur,“ sagte Mr. Brusel zu dem Fremden, „es freut mich, daß Sie gekommen sind. Versetzen Sie sich darauf, wir werden unser Bestes thun, und der Erfolg, den Sie sogleich sprechen werden, wird uns dabei unterstützen.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar; ich hatte nicht erwartet hier so gute Freunde zu finden, als ich die schreckliche Nachricht erhielt. O, mon Dieu! mon Dieu!“ Es ist barbarisch, eine Anklage so entsetzlicher Art gegen ein unschuldiges Mädchen zu richten! Wie sollte Charlotte ein Verbrechen begehen? Sie könnten eben so gut Ihren Prinzen von Wales oder Ihre Königin Victoria anklagen!“

„Sowohl mein Freund als ich selbst sind Wohlkommen von Mademoiselle Duviviers Unschuld überzeugt,“ sagte Sergeant Power, „man braucht sie nur anzusehen, um dessen sicher zu sein.“

„Ach, das arme Kind! Warum bin ich nicht an ihrer Seite, um sie zu trösten und ihr zu sagen, daß der alte Onkel, der sie anbetet, hier ist, um sie gegen die Schurken zu vertheidigen, welche sie mit Schande beladen wollen?“

„Sie werden sie sehen, und zwar sehr bald, wie ich hoffe,“ sagte Robert Power, gerührt von dem Schmerz des alten Herrn. „Inzwischen, Monsieur Duvivier, haben Sie ein Mittel, auzuhrt direkt nach Sandbank zu gehen.“

„Als ich Ihr Telegramm erhielt und das des guten Sir John Hunter,“ erwiderte Duvivier, „eilte ich sofort von Rouen hierher. Wie Sie wissen, bin ich diesen Morgen in London angekommen. Sie hatten mir Ihre Adresse gegeben und so hielt ich es für das Beste, Sie aufzusuchen, um von Ihnen selbst Alles zu erfahren, was vorgefallen war. O, mon Dieu! Niemals in meinem Leben ist mir etwas so Schreckliches widerfahren!“

„Es ist eine traurige Geschichte,“ erwiderte Mr. Brusel, „aber verlieren Sie nicht den Muth, Monsieur; es wird alles mit der Zeit in's richtige Geleis kommen. Wir vermuthen hier zu Lande keine unschuldigen Leute.“

„Wir dürfen nicht das Geringste versäumen!“ rief Monsieur Duvivier. „Dieser Herr hier,“ er deutete auf Sergeant Power, „hat mir erklärt, daß in Folge irgend eines grausamen Zufalls der Anschein stark gegen meine Charlotte spricht. Ich kann es nicht begreifen, aber das Geheimniß muß aufgeklärt werden! Mein Vermögen steht für diesen Zweck zur Verfügung der Gerechtigkeit. Tausend Franken, zwanzigtausend, mein ganzes Vermögen will ich opfern, wenn nur meine Nichte schnell aus ihrer schrecklichen Lage befreit werden kann.“

„Nun ja, Geld ist auch nicht zu verachten,“ sagte der praktische Mr. Brusel, „und sicherlich werden wir etwas davon nöthig haben, ehe wir mit dieser Sache fertig sind.“

„Und außer Geld,“ fuhr der ernste Franzose fort, „besitze ich auch einigen Einfluß. Ich war Bürgermeister in meiner Stadt, und obgleich Geschäftsmann, habe ich doch gefochten und geblutet für mein Land, als die Deutschen Frankreich bekriegten. Die Republik hat mich dekorirt, und unser Gesandter in England kann mir und meiner Nichte den Schutz nicht verweigern, auf welchen alle Kinder Frankreichs ein Recht haben und auf welchen in meinem Fall die dem Lande geleisteten Dienste immer einen Anspruch geben.“

Es blieb keine Zeit, Herrn Duvivier zu erklären, daß in Kriminalfällen die guten Dienste des französischen Gesandten von wenig Bedeutung seien, denn in diesem Augenblick wurde gemeldet, die Herren möchten zu Mr. Norfolk kommen.

Der Chef des Kriminalsicherheitsamts empfing seine Besucher höflich, wenn er auch den Franzosen etwas erstaunt ansah.

Brusel bestrebte sich, Aufklärung zu geben und Herrn Duvivier vorzustellen.

„Anzwischen, Monsieur Duvivier, haben Sie Ursache daran gehan, daß Sie zu mir gekommen sind, anstatt direkt nach Sandbank zu gehen.“

„Als ich Ihr Telegramm erhielt und das des guten Sir John Hunter,“ erwiderte Duvivier, „eilte ich sofort von Rouen hierher. Wie Sie wissen, bin ich diesen Morgen in London angekommen. Sie hatten mir Ihre Adresse gegeben und so hielt ich es für das Beste, Sie aufzusuchen, um von Ihnen selbst Alles zu erfahren, was vorgefallen war. O, mon Dieu! Niemals in meinem Leben ist mir etwas so Schreckliches widerfahren!“

„Es ist eine traurige Geschichte,“ erwiderte Mr. Brusel, „aber verlieren Sie nicht den Muth, Monsieur; es wird alles mit der Zeit in's richtige Geleis kommen. Wir vermuthen hier zu Lande keine unschuldigen Leute.“

„Wir dürfen nicht das Geringste versäumen!“ rief Monsieur Duvivier. „Dieser Herr hier,“ er deutete auf Sergeant Power, „hat mir erklärt, daß in Folge irgend eines grausamen Zufalls der Anschein stark gegen meine Charlotte spricht. Ich kann es nicht begreifen, aber das Geheimniß muß aufgeklärt werden! Mein Vermögen steht für diesen Zweck zur Verfügung der Gerechtigkeit. Tausend Franken, zwanzigtausend, mein ganzes Vermögen will ich opfern, wenn nur meine Nichte schnell aus ihrer schrecklichen Lage befreit werden kann.“

„Nun ja, Geld ist auch nicht zu verachten,“ sagte der praktische Mr. Brusel, „und sicherlich werden wir etwas davon nöthig haben, ehe wir mit dieser Sache fertig sind.“

„Und außer Geld,“ fuhr der ernste Franzose fort, „besitze ich auch einigen Einfluß. Ich war Bürgermeister in meiner Stadt, und obgleich Geschäftsmann, habe ich doch gefochten und geblutet für mein Land, als die Deutschen Frankreich bekriegten. Die Republik hat mich dekorirt, und unser Gesandter in England kann mir und meiner Nichte den Schutz nicht verweigern, auf welchen alle Kinder Frankreichs ein Recht haben und auf welchen in meinem Fall die dem Lande geleisteten Dienste immer einen Anspruch geben.“

Kaum ist dieser Satz beendigt, als ein Klopfen an der Thür erfolgte, das Geld heute bereit zu halten, wo ist es?“

„Ich habe es noch nicht bekommen, obgleich ich mir alle Mühe gab.“

„Müde gab? Und das soll ich glauben? Das thue ich nicht! Jetzt bieten Sie mir eine Gelegenheit, das Zimmer zu vermiethen, und ich werde es vermiethen. Lieber Herr will es nehmen.“

Mr. Brusel hielt den Augenblick für geeignet, sich einzumischen.

„Es thut mir in der That leid,“ bemerkte er zu Frau Stanley, „die Unschuldige Ursache dieser Störung zu sein, bitte, entschuldigen Sie mich.“

Verletzt durch diese Bemerkte in Gegenwart eines Fremden, gab die Frau keine Antwort.

Inzwischen hatte der Detektiv Frau Stanley genau beobachtet.

Er bemerkte, wie peinlich ihr das grobe Benehmen der Vermiethertin war, und daß sie dieselbe augenscheinlich haßte. Dies schien seinen Plänen günstig zu sein. Es war ein wichtiger Zufall, daß Frau Stanley sich in schlechten Verhältnissen befand.

Frau Kelley zeigte dagegen keine Abscheu, sich ihrer Miethertin gegenüber zu mäßigen.

„Wollen Sie gefälligst eintreten, mein Herr, wenn Sie dieses Zimmer sehen wollen,“ sagte sie zu Mr. Brusel. „Ich glaube, es sieht jetzt schlecht aus, aber das kann alles schnell geändert werden.“

Der Wirthin trat entschlossen ein. Frau Stanley wagte keinen Widerspruch und sah herunter zur Erde. Der Detektiv hielt es nicht für passend, die Einladung noch lan zu abzulehnen, und folgte in das Zimmer.

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Madame,“ sagte er entschuldigend zu Frau Stanley, „nur einen Blick möchte ich in das Zimmer werfen und werde Sie so wenig als möglich stören.“

Für ein Mann von solchem Fortschritt letzte Mitter Brusel indeß nicht zu viel Schmutzerinnerung, auch überzeugte er sich durch ein Blick.

Der einzige Theil, von dem er gesprochen, bedurfte eine genaue Besichtigung. Er bemerkte, daß das Zimmer armselig möblirt war, ebenso wie die anderen und daß es sich in sehr schmutzigem und unordentlichen Zustande befand. Das Zimmer diente als Schlafzimmer und aufzehnt noch in allen möglichen Ecken. Frau Stanley wohnte, nähte und arbeitete darin, wie man aus einer Anzahl künstlicher Blumen schließen konnte, welche umherlagen.

Auch Teller und Tassen standen umher, sowie ein Stück Käse, eine Zwiebel und andere Ueberbleibsel einer sehr kargaten Mahlzeit.

Aber mehr als von diesen Anzeichen eines verzweifelten Kampfes mit der Noth wurde das Interesse von Mr. Brusel durch etwas Anderes in Anspruch genommen.

Auf einem Arbeitstisch dem Fenster stand ein Schreibzeug, umgeben von künstlichen Blumen, Nadeln, Lappen und verschiedenen anderen Sachen. Daneben lagen einige Bogen Schreibpapier.

Frau Stanley hatte sich offenbar mit Briefschreiben beschäftigt; der Brief lag zur Abfendung fertig auf dem Tische.

Unter dem Vorwand, sich zu überzeugen, ob das Fenster nach der Straße gehe, trat Mitter Brusel nachlässig an den Tisch, hielt aber dabei seine scharfen Augen bereit, um die Adresse des Briefes zu lesen.

Seine Bewegungen waren so natürlich daß weder Frau Kelley, noch Frau Stanley auf ihn achteten. Mit einem Blick las der Detektiv die Adresse; sie lautete an Jakob Stanley, im Gefängniß zu Dartmoor.

Mr. Brusel empfand eine Kalte Reizung, jenes Dieselben hören zu lassen, durch welchen er gewohnlich seine Ueberraschung ausdrückte, aber er bekam sich noch zur rechten Zeit.

„Würde dieses Zimmer besser passen?“ fragte Frau Kelley.

Der Detektiv wandte sich anstangen und mit dem Ausdruck der Gutmüthigkeit um, der seinem Gesicht mit den deutlichen Augenbrauen so wohl stand.

„Dieses Zimmer paßt recht gut,“ erwiderte er, „es ist größer und hat Licht in vorderstücke. Aber ich kann nicht daran denken, diese Dame desselben zu berauben; meine Freunde würden das niemals zugeben, davon bin ich überzeugt. Ich sehe, Madame,“ fuhr er fort, indem er sich an Frau Stanley wandte und dadurch die Wirthin verbindete, zu sprechen, wie es ihre Absicht zu sein schien, „daß Sie in künstlichen Blumen arbeiten. Ich kand früher selbst mit einem Blumengeschäft in Verbindung. Wäre es unbeschieden, wenn ich Sie nach der Firma fragte, für die Sie beschäftigt sind?“

Die Frau erröthete und nannte einige Firmen.

„Ah, diese Firmen kenne ich sehr gut,“ erwiderte Brusel, ohne zu erröthen, obgleich er die Namen zum ersten Male hörte. „Ich fragte deswegen, weil ich selbst Kaufmann bin und Ihnen vielleicht nützlich sein könnte.“

„Ich danke Ihnen sehr, mein Herr,“ sagte Frau Stanley. „Sie sind sehr gütig.“ Der Ton dieser Stimme war unregelmäßig arbeitet, ich bin nicht darauf allein angewiesen, um davon zu leben.“

„Dann werden Sie meine Frage nicht übelnehmen,“ sagte der Detektiv, welcher erreicht hatte, was er wollte, „und ich bitte nochmals, die Störung zu entschuldigen, die ich Ihnen verursacht habe.“

„Es ist alles abgemacht, mein Herr, mit dem Zimmern?“ fragte in diesem Augenblick Frau Kelley, welche bei diesem, ihr ganz Uebertäuschung erscheinenden Aufwand von Höflichkeit angerecht zu werden begann. „Sie werden sie also nehmen?“

„Ich werde an meine Freunde schreiben, das heißt, wenn wir über die Bedingungen einig werden. Aber wir können das besser unten abmachen, ohne diese Dame länger zu stören. Wenn ich es irgendwie anders möglich machen kann,“ fügte der Detectiv hinzu, „so werden Sie nicht genöthigt werden, Ihr Zimmer aufzugeben. Ich denke, wir werden noch einige Einrichtung treffen können.“

Mr. Brusel sagte Frau Stanley höflich Adieu und verließ die Dachstube, begleitet von Frau Kelley, die noch immer dasselbe unhumorige Gesicht machte.

Als sie das leere Zimmer im ersten Stock wieder betraten, fragte der Detectiv plötzlich die Wirthin:

„Ich glaube, ich habe Ihre Miethertin schon früher einmal gesehen, wer ist sie denn?“

„Ich weiß nichts von ihr,“ erwiderte die Frau, „sie wohnt schon einige Monate bei mir. Anfangs schien sie flott bei Geld zu sein und hatte ein besonderes Wohnzimmer. Dann hörte das Geld auf, und aus Gutmüthigkeit ließ ich ihr das Zimmer, in dem sie jetzt wohnt, auf ihr Versprechen, daß sie alles bezahlen werde. Mit ihrer Arbeit verdient sie nur wenige Schillinge die Woche und jetzt schuldet sie mir schon die Miethe für einen Monat. Das ist alles, was ich von ihr weiß.“

„Hm,“ flüsterte Mr. Brusel, „das ist merkwürdig; ihr Gesicht kam mir so bekannt vor, aber vielleicht habe ich mich geirrt. Sie wissen ihr nichts davon sagen. „Und was nun diesen Punkt betrifft,“ fuhr er fort, nachdem er Alles erfahren hatte, was er bei dieser Gelegenheit erwarten konnte und jetzt nur wegzukommen wünschte, „so habe ich mich anders besonnen über das Zimmer oben. Ihre Miethertin ist arm, vielleicht aber ehrenwerth, und es ist nicht recht, Leute, die sich in Noth befinden, zu drücken. Ich kann nicht daran denken, sie aus ihrem Zimmer zu verdrängen, und ich hoffe, Sie werden nicht so grausam sein.“

„Grausam?“ erwiderte Frau Kelley, „es scheint mir eher, daß ich viel zu mitleidig und gutmüthig gewesen bin! Glauben Sie etwa, eine arme